

Elisabeth Rees-Dessauer

Angekommen?

Sechs Jahrzehnte jüdischen Lebens im Nachkriegs-
deutschland – Eine Tagung am 6. und 7. Dezember 2009

Die Geschichte der Juden in Deutschland seit 1945 ist bislang noch nicht systematisch erforscht worden. Das von der Wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft des Leo Baeck Instituts in Auftrag gegebene und von der VW-Stiftung geförderte Projekt „Die Geschichte der Juden in Deutschland nach 1945“ hat es sich zur Aufgabe gemacht, genau diese Lücke zu füllen. Am 6. und 7. Dezember 2009 fand nun im Historischen Kolleg in München eine Tagung statt, in der eine erste Bilanz gezogen und das Projekt vorgestellt werden konnte.

In seinem Eröffnungsvortrag bettete Dan Diner (Leipzig/Jerusalem) die deutsch-jüdische Geschichte nach 1945 in den breiteren Kontext eines neuen Selbstverständnisses der Juden auf der ganzen Welt im Sinne eines kollektiven jüdischen Volkes ein (siehe Beitrag ab Seite 9 in diesem Heft). Um einen Überblick über die unmittelbaren Nachkriegsjahren zu verschaffen, stellte Tamar Lewinsky (München) die beeindruckenden Größendimensionen der zum Projekt gehörigen Datenbank von etwa 42 000 Seiten vor, die innerhalb zweier Jahre zusammengestellt worden war. Anhand einer im Zuge des Projekts erstellten Karte, in der sämtliche jüdischen Einrichtungen in den verschiedenen deutschen Besatzungszonen von 1946 bis 1949 eingetragen wurden, veranschaulichte sie, welchen Nutzen Überblickswerke wie das hier angestrebte für die Forschung haben können. Lewinsky und Atina Grossmann (New York) zeigten zudem an mehreren Beispielen die Heterogenität und die Probleme jüdischer Displaced Persons (DPs) und deutscher Juden in den ersten Nachkriegsjahren auf. Während in diesen Jahren die meisten jüdischen DPs nach Wegen suchten, Deutschland zu verlassen, verließen auch wertvolle im Offenbacher Depot gelagerte jüdische Bücher das Land. Wie Elisabeth Gallas (Leipzig) darstellte, war der Offenbacher ‚Friedhof der Bücher‘ ein Symbol für das Ende jüdischen Lebens in Deutschland. Zur selben Zeit jedoch, als ein Schlusstrich unter jüdischem Leben in Deutschland in vielerlei Hinsicht

deutlich wurde, schafften Personen wie Ignatz Bubis Grundlagen für ein neues Leben in Deutschland. Die Schwierigkeiten, die Bubis' Import-Export-Handel in Dresden mit sich brachte, und die antisemitische Grundstimmung der frühen Nachkriegsjahre, die auch in der sowjetischen Besatzungszone herrschte, wurden von Jonathan Zatin (Boston) thematisiert.

Die Fünfziger und Sechziger Jahre erlebten den Aufbau und die Etablierung jüdischer Institutionen in einem geteilten Deutschland. So benannte Michael Brenner (München) mit den Themenfeldern Repräsentation, Geographie und Kalter Krieg drei zentrale Aspekte, an denen sich eine deutsch-jüdische Geschichte dieser Zeit zu orientieren habe. Während es auf nichtjüdischer deutscher Seite nach 1945 Verunsicherung gab, wie Norbert Frei (Jena) anhand der Frage: „Wie soll man Juden eigentlich begegnen?“ zeigte, beschlossen einige jüdische Persönlichkeiten, ein neues Zusammenleben aktiv zu gestalten. Eine solche Person war der in der Münchner Israelitischen Kultusgemeinde und im Zentralrat aktive Baruch Graubard, über den Jael Geis (Berlin) referierte. Mit Hendrik George van Dam und Karl Marx gab Andrea Sinn (München) darüber hinaus einen Einblick in die Biographien zweier Schlüsselfiguren der ersten Jahrzehnte jüdischen Lebens in Deutschland, die wie kaum jemand sonst die wesentlichen Institutionen Zentralrat beziehungsweise Jüdische Allgemeine beeinflussten und gestalteten. Kommentiert wurde diese Sitzung von Micha Brumlik (Frankfurt), der nicht nur als Wissenschaftler, sondern auch als Zeitzeuge zu den Vorträgen Stellung nahm. Hier wurden – nicht zum einzigen Mal während dieser Tagung – die Besonderheiten und Chancen deutlich, die die zeitliche Nähe des Themas zum Leben der Wissenschaftler mit sich bringt. Der Historiker ist hier oft zugleich Zeitzeuge und kann daher zwischen diesen Perspektiven wechseln.

Während die Arbeit deutsch-jüdischer Institutionen in den Fünfziger Jahren vor allem von der Restitution jüdischen Eigentums und der Wiedergutmachung bestimmt war, hatte sich das Aufgabenfeld des Zentralrats und der jüdischen Gemeinden zwanzig Jahre später erheblich erweitert. Zumindest in den Siebziger Jahren sei es in den jüdischen Gemeinden, so Anthony Kauders (Keele) und Constantin Goschler (Bochum), allerdings noch mehr um Machterhalt denn um religiöse Erneuerung gegangen. Bei dem in den Siebziger und Achtziger Jahren stattfindenden Generationenwechsel sei es zudem – vor allem mit Blick auf die vorhergegangene Studentenbewe-

gung – zu relativ moderaten Konflikten zwischen jung und alt gekommen. Nach der Ausstrahlung der TV-Serie *Holocaust* im deutschen Fernsehen im Januar 1979 wurde nun die Schoa erstmals auf breiter Ebene in der deutschen Öffentlichkeit thematisiert. Anne Giebel (Jena) konnte diese neue Entwicklung auch an der Person Hans Rosenthals aufzeigen, der ursprünglich in leichteren Unterhaltungssendungen auftrat, sich seit 1979 aber in der deutschen Öffentlichkeit mit seiner Vergangenheit als Verfolgter des NS-Regimes auseinandersetzte. Dass noch in den Siebziger Jahren in dezidiert liberalen Publikationen neben einem Philosemitismus-Diskurs auch antisemitische Vorurteile durchaus zu Tage traten, beleuchtete Monika Halbinger (München) in ihrer Untersuchung der Berichterstattung zu jüdischen Themen in den Wochenzeitungen ZEIT, SPIEGEL und STERN.

Die deutsch-jüdische Geschichte seit der Wiedervereinigung ist vor allem durch die Einwanderung von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion bestimmt worden. Auch diese Zeit kann mittlerweile historisiert werden, da der Prozess der Zuwanderung, wie Yfaat Weiss (Jerusalem) beobachtete, praktisch abgeschlossen ist. Bislang sei diese Einwanderung jedoch stets eher einseitig mit Hinblick auf die ‚alteingesessenen‘ Juden vor Ort betrachtet worden, weshalb Lena Gorelik (München) in ihrem Beitrag die bisher oft vernachlässigte Frage nach dem jüdischen Selbstverständnis der Kontingentflüchtlinge stellte: Wie fühlen sich eigentlich die Einwanderer zwischen alter und neuer Heimat, und welche Identitätsprobleme bringt die Einwanderung mit sich? Was die Identität jüdischer Jugendlicher in Deutschland heute betrifft, spielt der Zionismus, wie Meron Mendel (Frankfurt) feststellte, keine so bestimmende Rolle mehr wie in früheren Jahrzehnten. So könne man von einem „zweiten bundesrepublikanischen Judentum“ mit einem neuen jüdischen Selbstverständnis sprechen.

Die Tagung schloss, nachdem die Panels nun in der Gegenwart angekommen waren, mit einer Sitzung, die unter dem Titel „Ortsperspektiven“ vier Vorträge über jüdische Nachkriegsgemeinden vereinte, die in diesem Heft abgedruckt sind.

Angekommen? Sechs Jahrzehnte jüdischen Lebens in Nachkriegsdeutschland



- 1 Jonathan Zatlin (im Hintergrund),
Anselm Doering-Manteuffel,
Tamar Lewinsky,
Atina Grossmann
- 2 Micha Brumlik, Andrea Sinn
- 3 Norbert Frei,
Hans Günter Hockerts
- 4 Raphael Gross,
Constantin Goshler,
Anthony Kauders
- 5 Rachel Salamander,
Yfaat Weiss